

Rochus Stordeur

Verlassenes Haus



„Ich möchte einmal erleben, dass du etwas gut findest, was ich mache“, sagte Vater, nachdem er die Hecke geschnitten und Mutter ihn wie immer dafür kritisiert hatte. „Das kannst du haben: geh, und ich werde es gut finden, wenn du endlich weg bist.“ Sie hatte oft einen spitzen Ton, aber als sie das sagte, was sie sagte, war es fast tonlos, wie sie es sagte, gehauchte Verachtung, gerotzter Hass. Vater wurde nicht bleich, er legte die Schere aus der Hand, blieb ganz ruhig, ging ins Haus. Man hörte nichts. Wenn man wüsste, dass ein historischer Moment kommt, würde man sich vielleicht anders verhalten. Man würde den Fotoapparat holen, die Videokamera, den MP3-Player für die Tonaufnahme, man würde sich eine gute Stellung suchen, um alles aufnehmen zu können. Eigentlich reicht ja auch das Handy, da man das Ereignis sowieso mit dem Handy in die Welt schickt. Ereignisse finden dadurch statt, dass sie aufgenommen und gesendet werden. Erlebnisse sind Begebnisse, die aufgezeichnet und weitergegeben werden. Wenn ich das im nächsten Aufsatz schreibe, streicht er es mir wieder rot an. Rot ist schlecht. Grün ist gut. Ja, wenn es so wäre, wäre es ja noch gut, aber es gibt nur rot, es wird nur rot angestrichen, es ist alles falsch und schlecht, was wir machen. Was sie machen, das ist dagegen immer richtig. Sie finden sich richtig. Sie finden sich immer richtig, wahrscheinlich weil ihre Eltern sie immer falsch gefunden haben. Jetzt redet Mutter mit der dummen Nachbarin, erzählt ihr, was Vater wieder alles falsch gemacht hat. Und Vater fährt in die Kneipe und erzählt seinen Kumpels, was sie wieder angestellt hat und wie sie ihn unterdrückt. Seine Kumpels mögen ihn, nein, nicht weil er oft das Bier bezahlt, er ist ja auch der einzige, der Arbeit hat, nein, weil er alle wegstemmt, weil er allen wegläuft und wegfährt und wegschwimmt. Er ist stärker als sie alle zusammen und freundlicher.

„Ich sage es jetzt zum letzten Mal“, sagte Mutter schon sehr ärgerlich. Aber was? Was sagte sie zum letzten Mal? Mutter wusste, dass ich geträumt hatte, wie sie das nennt, und so sagte sie es nach dem letzten Mal ein allerletztes Mal, und sie würde es nach dem allerletzten Mal auch noch einmal und noch einmal sagen: „Mach Abendbrot, Junge, träum nicht immer. Wach endlich auf und werde nicht wie dein Vater.“

Wenn mal einer sagen würde: werde nicht wie ich, mein Junge, werde wie du. Aber es müssen ja immer die anderen schuld sein, sonst stimmt ihre Welt nicht mehr. Was spricht denn gegen Träumen? Ich meine, dass Denken und Träumen nicht dasselbe ist, aber ich habe auch nichts gegen träumen. Ohne Träume würde es kein Fahrrad geben und kein Flugzeug. Aber Nachdenken ist genauso wichtig. Ohne Nachdenken würde es keinen Satz des Pythagoras geben, überhaupt keinen Satz. Pythagoras wäre einer von denen, die auf dem Friedhof liegen, weil ihre einzige Leistung war, eine bestimmte Menge an Tagen ausgehalten zu haben, Tage, an denen sie nichts taten und von denen sie sagten, sie gefallen mir nicht. So steht es schon in der Bibel.

Als ich ins Haus kam, brannte überall Licht. Im Wohnzimmer waren alle Schubkästen herausgezogen, aber nichts war unordentlich. Der Dieb, der hier gehaust hatte, wusste, was er suchte. Ich suchte, was er gewusst haben könnte. Wusste er von Vaters gutem Fahrrad? Ich ging in den Schuppen. Da war kein Fahrrad. Es fehlte unter dem fehlenden Luftgewehr. Was denn noch alles? Ich ging in mein Zimmer. Da fehlte nichts, am allerwenigsten meine Fehler. Da war also kein Dieb gewesen. In der Küche lag ein Zettel: „Das kannst du haben. Ich gehe, und ich werde es gut finden, endlich weg zu sein.“ Das war alles. Ich deckte den Abendbrottisch für zwei, wie eigentlich immer, denn meist war er zu dieser Zeit sowieso weg, zum Joggen, Fahrradfahren, Schwimmen oder Trinken. Ich fand den Zettel gut. Endlich wehrte er sich gegen die ständigen Sticheleien, wenn sie auch oft berechtigt waren. Endlich ließ er sich nicht gehen, sondern ging. Aktiv und passiv. Er war ein so aktiver Mensch, aber er ließ sich auch so sehr gehen wie eine Marionette. Wirf das der Marionette einmal vor! Wir hatten in der Schule einen Text über Marionetten. Der Autor, ein Gutsbesitzer, schrieb, dass unser Verstand unser Glück und unsere Grazie vernebelt. Keiner verstand, was Grazie sein soll, aber was Glück ist, wissen wir alle: Lotto, Liebe, eine 1 in Mathe. Verstand kann zwar das Fahrrad erfinden, nicht aber das Glück, schrieb er. Glücklichsein können nur Marionetten und Götter. Der Dichter und Gutsbesitzer hat sich kurz darauf am Wannsee in Berlin erschossen. Mutter kam wütend herein. „Ich weiß nicht, warum er den Schuppen immer so verwüsten muss. Er verwüstet unsern Schuppen und unser Leben.“ Sie konnte rasend werden in ihrer Wut.

„Ich würde ohne ihn gar nicht leben, also darf er mich auch ein bisschen verwüsten. Außerdem ist es ja auch sein Schuppen“, sagte ich.

Mutter nahm den Zettel kurz in die Hand, um ihn dann verächtlich in den Müll zu werfen, aus dem ich ihn später wieder herausholte. Sie erwähnte Vater nie wieder, auch wenn ich sagte: „Ich habe heute Vater gesehen“, antwortete sie nicht. Es mag die seltsamste Mischung aus Triumph und schlechtem Gewissen gewesen sein, das sie zu lebenslangem Schweigen verurteilte. Aber sie hat das Urteil angenommen. Und ihre Buße bestand darin, dass sie nichts Schlechtes mehr über ihn sagte, allerdings auch nichts Gutes, und damit hob sie die Buße wieder auf und rechtfertigte sich selbst, was ja die meisten Menschen tun.

Äußerlich ging unser Leben wie gewohnt weiter, denn Mutter verdiente ja ganz gut als Filialeiterin des Supermarkts, der in Wirklichkeit eine Winzigkeit war, ein Minimarkt, wenn überhaupt: aufgetaute Wurst, angegammeltes Gemüse, angestaubter Gries und die Blöd-Zeitung, das war es auch schon, dazu noch die Postagentur im Verschlag neben dem Klo. Das einzige, was ging, war das Eis, wenn es taute. Dort regierte meine Mutter und verdiente soviel, dass wir so weiter leben konnten wie bisher.

Das wollen sie ja alle: so weiterleben wie bisher. Es soll sich nichts ändern. Da haben sie hierzulande aber Pech gehabt. Nach dem letzten Wechsel, der erst zwanzig Jahre her ist, kam die Arbeitslosigkeit. Dann kamen die Windräder. Jetzt warten sie auf den Tourismus. Wer soll denn hierher kommen? Es kommen bestenfalls Rentner aus Essen, die die Nase rümpfen und wissen wollen, wo ihr Geld geblieben ist! Vielleicht haben sie auch die Nase voll von Essen und wollen wissen, wo sie ihr Geld ausgeben können.

Unser Nachbar schreibt seit Jahren an einer Broschüre über den Krieg. „Wenn ick dat nich aufschreib, ist dat vergessen. Für immer.“ Da wurden zwei Soldaten erschossen, da wurden zwei erhängt, schon kamen die Russen. Das war der Krieg hier. Dann kamen die Flüchtlinge aus dem Osten, bauten ihre Einheitshäuser und flüchteten weiter in den Westen. Das würde ich ihm alles rot anstreichen. Das will doch keiner wissen. Und wenn es endlich vergessen würde, könnten sie vielleicht alle nach vorne blicken, nicht immer nach hinten. Aber was ist schon vorne, für die meisten ist vorne nur noch die Rente, zwanzig, dreißig Jahre dösen und nach hinten sehen, wobei sehen noch untertrieben ist. Sightseeing: da rechts der Untergang, links die Langeweile, oben Opas Beerdigung und unten der Blitz, der ins Trafohäuschen einschlug.

Es war ungewohnt: Mutter hatte nur noch mich zum Meckern, aber da sie mich auch verhätscheln wollte, fiel das Meckern oft milder oder ganz aus. Sie wurde aber auch ruhiger. Ob das an den Jahren lag, in die sie kam, oder an der Einsamkeit, in die sie fiel, weiß ich nicht, weil ich sie auch nicht mehr so oft sah wie früher. Ich ging sehr oft meiner Wege und versank ganze Tage und Nächte in meinen Computer. Wer etwas sucht, wird leichter süchtig. Man sucht ja nicht nur Unterhaltung und Zeitvertreib. Insofern ist der Computer nicht das neue Menschärgeredichnicht. Man sucht, und danach wird man schließlich auch süchtig, die endlose Geschichte, in der man mehr als Marionette, aber weniger als Gott ist. Der Gutsbesitzer lässt grüßen. Viele von uns wollen Spieledesigner werden. Meine Großmutter denkt, wenn ich ihr davon erzähle, dass das so eine Art Konstrukteur einer Monopolypappe ist. Dann sagt sie: „Wenn alle Designer werden, wer soll dann noch spielen?“ Alle werden es nicht, aber ich vielleicht.

Vater hatte überall seine Flaschen versteckt. Nun werden sie allerorten entdeckt, und zwar von mir. Mutter sieht keine Flasche und würde sie auch wohl nicht anfassen. Sie findet Alkohol eklig. Sie fand Vater eklig. Also würde sie seine alten angenuckelten, mit Spinnweben getarnten Flaschen wohl nicht haben wollen. Ich probierte einige Sorten. In den besten Verstecken waren auch die besten Sachen versteckt, die hochprozentigen, die wirkten hundertprozentig.

Der gutsbesitzende Dichter mit den Marionetten und den Göttern, die ihre Mitte nicht finden können, wenn er mich gekannt hätte, hätte mich als

entrückt beschrieben. Die Reste aus Vaters Flaschen, manchmal wohlschmeckend, manchmal hocheffektiv, dazu die Spiele der endlosen Geschichten, in denen man nicht sterben kann, weil man mehrere Leben hat wie eine Katze, dies alles ließ mich entrückt sein, um nicht zu sagen verrückt. Denn ich war nicht mehr da und ging nicht mehr dahin, wo ich nach Meinung der anderen hätte sein müssen. Aber wie können andere wissen, wo man sein soll, man weiß es ja oft selbst nicht, noch nicht einmal, wo man ist. Die wichtigste und häufigste Frage am Handy lautet deshalb auch: Wo bist du gerade? Und dann sehen sich die Leute um und erkennen, wo sie sind. Sie wussten es nicht, weil sie gerade jemand anderen angerufen hatten, den sie gefragt haben: Wo bist du gerade?, und dann haben sie sich vorgestellt, dass sie dort sind, wo der ist, den sie gerade angerufen haben. Und aus dieser Vorstellung riss sie der Klingelton. Und so weiter. Wir wissen nicht, wo wir sind und weshalb. Dagegen war es früher ein Privileg der alten Leute, ständig zu fragen: Was wollte ich gerade? Und dann schlurften sie dahin, wo sie nicht mehr wussten, was sie dort wollten. So ändern sich die Zeiten.

In der Schule, wo sich herumgesprachen hatte, dass mein Vater verschwunden war, nahmen sie Rücksicht auf mich. Und das war auch richtig. Nicht, weil mein Vater verschwunden war, sondern weil ich mich seitdem nicht mehr richtig wohl fühlte. Abends hätte ich Bagger umwerfen können, morgens dagegen kam ich nicht aus dem Bett. Morgens hatte ich plötzlich Angst vor mir selber. Ich traute mir nichts mehr zu. Jeder, so glaubte ich, beobachtete mich. Und so beobachtete ich mich auch. Ich googelte, und siehe da, in einem Forum nannten sie das, was ich nun stundenlang trieb, Grübelzwang. Ich nannte es einfach depri. Je mehr ich mich beobachtete, desto kränker wurde ich. Man soll durch einfaches Denken sogar sein Herz zum Stillstand bringen können, jedenfalls habe ich das gelesen, so wie Delphine aufhören können zu atmen. Selbstmord ist jedenfalls nicht der Unterschied zwischen Mensch und Tier, zählen können auch nicht, unsere Schafe können auch zählen. Selbst auf jemand zählen können, ist nicht rein menschlich. Unser Hund hat einmal unsere Katze gerettet, indem er so lange jaulte, nämlich exakt eine Stunde, bis wir die lebende Katzenpfote aus der toten Katzenfutterdose herausgeklaubt hatten. Aber vielleicht ist erzählen der Unterschied, aber nein, der Hund hat uns erzählt, dass etwas nicht in Ordnung ist mit der Katze. Und die Schafe erzählen uns fortwährend, dass grün nicht gleich grün ist, wie die Vorsitzende der Grünen Partei. Sollte ich einen treffen, der sein Herz stoppen kann, will ich nicht mehr glauben, dass wir schlimmer als die Marionetten der Klausthaler Puppenbühne am Faden des Schicksals hängen, am Tropf der Diktatur, an den Nabelschnüren der Übermütter. An der Nabelschnur kann man es am besten sehen: du kannst nicht ohne sie leben, aber mit ihr auch nicht. Jegliches hat seine Zeit, sagte der Pfarrer und verschwand für immer aus unserer Gegend.

Wieder eine Zeit verging, dann sprach mein Klassenlehrer mit meiner Mutter, dass es so nicht mehr ginge. Ich sei tagelang abwesend,

manchmal wirklich, manchmal virtuell. Von Hausaufgaben könne schon lange keine mehr Rede sein, Klausuren hätte ich so viele nachzuschreiben, dass ich einen ganzen Monat zu tun hätte. Die Schule im allgemeinen und unsere Schule im besonderen haben einen ganz schlechten Ruf, aber wenn du sie rufst, sind sie da. Der Klassenlehrer kümmerte sich rührend um mich, versprach das Blaue vom Himmel. Wahrscheinlich kämpfen sie nicht um jeden Schüler, sondern um ihr Gehalt, was wegfällt, wenn die Schule aus Schülermangel geschlossen wird. Dann ist sie eine geschlossene Anstalt. So weit, sagte der Klassenlehrer, müssen wir es nicht kommen lassen. Da können wir das Jahr doch wiederholen. Dann muss ich die Klausuren nicht alle nachschreiben. Ich war d'accord und nahm mir gleich vor, mich im nächsten Jahr, was ja dann eigentlich dieses Jahr war, auf Französisch zu konzentrieren. Französisch ist eine schöne Sprache, aber keiner lernt sie. Wahrscheinlich lernen die Franzosen noch eher Englisch, was sie angeblich verabscheuen, bevor wir Französisch lernen. D'accord, sagte ich und zeigte damit gleichzeitig meinen guten Willen. Der Klassenlehrer und meine Mutter atmeten erleichtert auf und tranken noch einen Kaffee.

Aber das hieß auch, dass ich zum Arzt gehen sollte und von da an Medikamente nehmen musste. Die Pillen zeigten mir das schöne Wetter als Möglichkeit in meinem Leben. Auch sah ich Vater jetzt nicht nur manchmal auf seinem Fahrrad durch unsere Gegend rasen, sondern er joggte auch durch meine Träume. Dann hielt er an und fragte mich, wie es in der Schule gehe. Ich weiß, dass ihn das nicht wirklich interessiert. Er war selbst ein grottenschlechter Schüler und hat sich in seiner Schulzeit nur für Schwimmen und Mädchen interessiert, vielleicht auch umgekehrt. In diesem Punkt ist er ungeheuer locker. Schule muss sein, sagt er immer, aber es gibt schöneres, wichtigeres, besseres und wirkungsvolleres. Wenn er durch meine aufgehellten Träume joggt, ist er so weich, wie er sein konnte und wie er vielleicht wirklich war. Aber nach außen stellte er den harten Schwimmer und Jogger und Radfahrer dar, sonnengebräunt, verkniffen, immer die Bierflasche in der einen Hand, die Zigarette in der anderen. So wollte er vielleicht sein, aber so war er nicht. Er wurde ein Schauspieler, aber er hätte ein Baumeister sein können. Das ist wieder so ein Spruch, aber nicht von Jesus und auch nicht von dem Gutsbesitzer. Warum wollen wir immer etwas anderes sein, als wir sind, und warum wollen wir hart sein, wenn wir weich sind. Warum ist überhaupt hart das Ideal und weich sind immer die loser? In der Wirklichkeit ist es aber wirklich umgekehrt. Niemand würde Sylvester Stallone den Friedensnobelpreis geben. Jeder mag Schwester Tereza. So sieht es aus, aber warum träumen wir es andersherum? Gut, man könnte als Antwort sagen: 100 Jahre Hollywood. Aber das beantwortet doch nichts. Da kann man doch gleich weiter fragen. Warum Hollywood? Überhaupt sind mir diese Leute verdächtig, die alles wissen. Du fragst sie etwas, und sie sagen dir, so und so und so ist es, definitiv. Anschließend nehmen sie eine Wäscheleine und hängen sich im Wald auf, definitiv. Das ist doch so, als ob sie gesteuert wären. Sie sind die kleinen Männchen aus

meinen Spielen, aber sie haben nur ein Leben, nicht neun wie Schmidts Katze. Und aus den Spielen purzeln sie in meine Träume, in denen gerade Vater joggt und Mutter weint. Ja, ich habe sie weinen sehen, heimlich, unheimlich, abends, vor dem Fernseher. Aber im Fernseher liefen gerade Nachrichten, Politik interessiert sie nicht und auch nicht Katastrophen in Bangladesh. Das kann nicht der Grund gewesen sein. Warum weint sie? Ist sie nicht eine glückliche Filialleiterin eines glücklichen Supermarkts einer glücklichen, blühenden Kleinstadt im Nordosten Deutschlands? Ist sie nicht den Mann losgeworden, den sie loswerden wollte und hat sie nicht den Sohn gewonnen, den sie sich immer gewünscht hat? Hat sie nicht erreicht, was sie sich vorgenommen hat? Wird sie etwa nicht bewundert, weil sie so schön emanzipiert und allein erziehend ist? Nein? Wahrscheinlich sehnt sie sich nach einem Rentner aus Essen oder nach einer Marionette aus der Vergangenheit. Denn leider gehört meine Mutter auch zu den Menschen, für die früher alles besser war. Es gab keine Arbeitslosen. Ja, sag ich dann, es gab auch keine Arbeitshosen. Aber das will sie nicht hören. Das wollen sie nicht hören, denn sie haben alles richtig gemacht. Wir dagegen sind Marionetten, denen man die Schnüre abgeschnitten hat, die Schwerpunkte amputiert, und nun stolpern wir durch unser Leben wie Blinde durch den Wald. Seid nicht wie die Blinden, die den Stock suchen und nicht den Weg! Wieder so ein Spruch! Alle wollen Recht haben und Sprüche machen, aber keiner will Gutes tun und dafür gekreuzigt werden.

Mein Vater hatte einige Wochen, vielleicht waren es auch Monate, bei einer anderen Frau gelebt. Diese, eine Witwe, hatte ihn schon lange von ferne bewundert und nun endlich ihre Chance gesehen und genutzt, ihn zu bemuttern. Man unterschätzt den Bemutterungsdrang vieler Frauen. Erst geben sie vor, deine Tochter sein zu wollen, deine Unterlegene, dann aber schwingen sie sich über Bemutterung zu deinem Regisseur auf. Vater wollte aber keine neue Regisseurin, sondern ein neues Leben. Das ist schwer. Als er das einsah, ging er in eine betreute Gruppe mit dem schönen Namen Landnahme. Ich weiß, jede Gruppe ist Therapie. Aber seine Gruppe war betreut und bemuttert bis an sein Ende. Er hat sich im Wald erschossen. Keiner weiß, woher er die Pistole hatte. Vielleicht hatte er sie von dem Türken, der das Haus gegenüber von uns gekauft hat.

2

Das war für viele ein Schreck, dass das leer stehende Haus von einem Berliner Dönerbudenbesitzer gekauft wurde, der aus allen Ländern aller Vorurteile kam.

Durch Vaters Tod war ich ziemlich fertig. Ich trank seine Reste, dachte an ihn und döste im Internet, wenn ich nicht spielte. Zur Schule ging ich nicht mehr, da ich ja ohnehin das Jahr noch einmal machen musste. Die Lehrer denken immer, dass man sich in ihrer Schule sawohl fühlt und sich keinen besseren Ort wünschen kann. Für mich ist schon mal das Bett der bessere Ort. Der zweitbeste Ort ist vor dem Computer. Dann kommt die Küche, dann kommt, wenigstens im Sommer, der See. Auch das Kino kommt noch vor der Schule. Früher soll es einen Jugendklub gegeben haben. Das kann ich mir auch noch vorstellen, in so einem Klub zu sitzen, wenn es ihn denn gibt.

An einem dieser trüben Tage sah ich aus dem Fenster. Der Türke hatte seine Familie mitgebracht, eine Mutter und zwei Kinder in meinem Alter, ein Junge und ein Mädchen. Der Junge war bepackt, trainiert ohne Ende, und das Mädchen war bildhübsch. Damit meine ich, dass sie wie aus einem Bilderbuch ‚Freunde aus aller Welt‘ aussah: lange schwarze Haare, zwar moderne Klamotten, aber trotzdem exotisch, schwarze Augen, denen du nicht ausweichen konntest. Ich bin sonst nicht so kontaktfreudig, aber ich musste hingehen und dumm fragen, ob ich ihnen etwas helfen kann oder soll. Der Vater war auch ganz freundlich, aber die Kinder sahen sich an, als ob ich nicht alle Tassen im Schrank hätte. Aus Rache starrte ich das Mädchen an, damit ihr Bruder gleich das Messer fester umfassen konnte. Er blickte schon ganz böse. Sie zeigten mir das Haus, die Mutter kochte Tee. Sie dachten, ich würde das Haus nicht kennen. Ich kannte das Haus besser als unseres. Wir hatten als Kinder immer in dem Haus gespielt, am liebsten Vater, Mutter, Kind, aber auch Verstecken, Schnaps trinken, Rauchen. In jedem Winkel steckten meine Kindheit und meine Erinnerungen. Immer wenn ich aus diesem Haus nach Hause ging, war da drüben bei uns die heile Welt: Vater, Mutter, Kind. Vater und Mutter liebten sich noch, aber am meisten liebten sie mich. Ich war kurz vor dem Heulen, denn ich dachte wohl, wenn die das Haus kaufen, dann ist meine Kindheit auch mit weg.

Es war doch gut, dass ich mitgegangen war, denn sie verstanden einiges nicht, zum Beispiel, dass das Haus vier Türen und viermal genau die gleiche Raumordnung hatte. Als ich es ihnen erklärte, fanden sie es schwer, den Unterschied zwischen Bauern, Gutsarbeitern, Gutsbesitzern und polnischen Schnittern zu verstehen, aber nicht weil sie Türken, sondern weil sie Städter waren. Erst nach einer Weile checkte ich, dass ich ganz normal sprechen konnte, ohne zu glauben, dass Ausländer einen ohnehin nicht verstehen.

Inzwischen hatte die Mutter Tee gekocht und einen wunderbaren Salat gezaubert. Ich sage gezaubert, weil in dem Haus ja nichts war, sie aber hatte einen Campingtisch mit weißem Tuch bedeckt, um darauf zu arbeiten und uns Salat und Tee zu servieren. Es gab silbernes Besteck und Teller aus Porzellan und goldgeränderte Teegläser. Der Vater, der Junge und ich tranken danach Raki, eine Art süßer, aber äußerst scharfer Kümmelschnaps. Ich weiß gar nicht, wie es kam, der Vater stellte so geschickte Fragen, dass ich auf einmal meine ganze Lebensgeschichte erzählte. Ich weiß nicht, ob die Mutter und die schöne Tochter hinausgingen, weil ich weinte oder weil sie Männergesprächen nicht zuhören dürfen, jedenfalls warteten sie draußen vor dem ruinösen Haus und dem luxuriösen Auto, einem Mercedes der S-Klasse. Der Junge interessierte sich nicht sonderlich für mein Leben. Er blickte eher gelangweilt, aber da er hin und wieder auch seinen Vater ansah, nahm ich an, dass er bleiben musste. Der Vater dagegen schien sich tatsächlich für mich zu interessieren. Vielleicht aber, so sah es manchmal aus, überlegte er noch etwas anderes. Wir übersetzen ja manchmal Texte, die von außen in unser Bewusstsein dringen, in einen anderen Bereich. Während wir weiter sprechen, vergleichen wir den einen Text mit dem anderen, überprüfen ganze Reihen von Wörtern und Gedanken. Und manchmal schaffen wir es, beide Aufgaben, zu sprechen oder zuzuhören und zu vergleichen, gleichzeitig abzuschließen. Wenn er gelangweilt gewesen wäre oder wenn er nur aus Höflichkeit gefragt hätte, dann würde unser Gespräch wohl kaum zwei Stunden gedauert haben. Man muss sich das einmal vorstellen, und ich selbst kann es in der Erinnerung fast gar nicht glauben. Wir sitzen über zwei Stunden in einem Haus, das eigentlich nur noch eine Ruine ist, vor uns steht ein Campingtisch mit weißem Tuch und Resten köstlichen Salats, eine Rakiflasche, goldgeränderte Gläser, ein türkischer Vater mit seinem achtzehnjährigen Sohn und ein siebzehnjähriger unglücklicher deutscher Junge aus einem uckermärkischen Dorf, der hemmungslos weinend seine verkorkste Lebensgeschichte erzählt. Ein einziges Mal in meinem Leben bin ich aus der Klausthaler Puppenbühne ausgerissen, habe mich von meinen Schnüren abgeschnitten, aber da habe ich auch nur gezappelt, keine Schwerpunkt der Bewegung war zu sehen, von Grazie und Würde war keine Rede. Ein Häufchen Unglück hockte in einer kaputten Hütte, die an einen morgenländischen Fürsten als Abfalleimer für seine Dönerbude verkauft werden sollte, was alle im Dorf als Schande und Katastrophe empfanden. Da war er, der viel zitierte Ausverkauf, vor dem sie sich alle gefürchtet hatten, den die Alten als Graffito an die Wand geschrieben sehen wollten: Seht, der Westen kauft uns auf, dann werden wir Nichtsen und Nullen, ein Häufchen Unglück, bedeutungslos. Aber das seid ihr doch alles schon lange, rief ich in der Mitte des Dorfes, in der keine Kirche steht, in meinen aufgehellten Alpträumen. Ihr müsst aufstehen und euch widersetzen! Gebt eurem Leben einen Sinn, rief ich mir zu, macht was aus euch. Alles Sprüche, von wem auch immer, aber immer wieder schön.

Die Erinnerung an jenen Nachmittag in der Fachwerkruiue war mir äußerst peinlich und ich erzählte niemandem davon. Das Mädchen, das ich so schön fand und weswegen ich hinüber gegangen war, kam nie wieder. Der Vater und die Mutter kamen noch zweimal ganz kurz in unser Dorf. Einmal hatten sie ihren Sohn mit, das zweite Mal einen Architekten oder Bauingenieur, jedenfalls sah er so aus und benahm sich so. Er fuchtelte mit dem Zollstock, notierte in ein Hundertwasserbüchlein und stieß seinen Stift durch die Luft vor und in der Ruine. Dann passierte wieder wie in dem Film High Noon gar nichts, Wochen, Monate, beinahe ein Jahr.

Fast beiläufig sagte mir eines Tages, wie im Märchen, der Ortsvorsteher, wie heutzutage der Bürgermeister heißt, dass da ein Brief angekommen wäre, der mich betreffen könnte. Es kommen ja viele Briefe, aber meistens sind es Rechnungen und Mahnungen und Werbungen. Selten steht etwas Vernünftiges, Brauchbares in Briefen. Wir beklagen, dass wir keine guten Briefe erhalten, aber der Grund ist, dass wir keine schreiben. Schreib Briefe, und du erhältst Briefe. Tu Gutes, und es wird Gutes getan. Je mehr du gibst, desto mehr wirst du haben. Mir fällt nicht ein, von wem dieser Spruch schon wieder ist. Das Gute fällt einem meistens nicht ein, nur das Böse. In dem Brief stand, dass der Türke, dessen Namen der Bürgermeister nicht aussprechen konnte oder wollte, die Ruine der Dorfjugend schenkt unter der Bedingung, dass sie zu einem Jugendklub ausgebaut wird. Irgendjemand hatte erfahren, dass der Türke nicht eine Dönerbude besaß, sondern zweihundert und dass seine Kinder nicht in unserem Dorf ihre Wochenenden verlangweilen wollten. Sie fanden es schon furchtbar ätzend, dass sie jeden Sommer im Dorf ihrer Großmutter am Schwarzen Meer sein mussten. Aber da war wenigstens das Schwarze Meer. Hier ist bekanntlich gar nichts mehr. Der Architekt hatte dem Türken wohl auch abgeraten. So war die Lage. Der Bürgermeister gab mir den Brief, aber nur den eigentlichen Brief, denn beigefügt waren noch die rechtlichen Blätter wie Grundbuch, vorbereitete Schenkungsurkunde und Nutzungsverpflichtung. Er sagte: „Such dir deine Leute und mach was draus. In sechs Wochen sehen wir uns in der Gemeinde wieder und du berichtest, was du vorhast. Denk dran, du tust es auch für deinen Vater.“

Guter Rat ist billig, stellte ich nach kurzer Zeit fest, und das wurde mein erster eigener Spruch, denn man musste nur fragen. Ich habe noch nie soviel gefragt wie in dieser Zeit. In der Schule ist es ja umgekehrt: du wirst gefragt, und er streicht dir deine Antworten, die er für falsch erklärt, gnadenlos rot an. Im wirklichen Leben musst du einfach fragen, was sich beantworten lässt, und das ist das meiste, und das beantwortet sich meist von selbst. Natürlich muss man bestimmte Sachen einfach wissen. Zum Beispiel muss man wissen, ob und wie man einen Balken ausbessern kann. Der Junge von den Berlinern, die drei Häuser weiter wohnen, der in Rostock Zimmermann lernt, kam am nächsten Sonntag, sah sich alle Balken an und schrieb eine Materialliste. Die Arbeiten würden er und sein Kumpel übernehmen. Der Tischler kam und stellte nach einigem Überlegen fest, dass sein Urgroßvater wohl die Fenster gemacht haben

müsste. Das war für ihn ein Grund, die Fenster nach altem Muster, aber kostenlos anzufertigen. Später stellte sich heraus, dass er über ein Jahr für die Fenster brauchte. Aber die Fenster waren nicht unser Problem. Der Klempnermeister, der selbst vier Söhne hatte, die aber alle schon erwachsen waren, sagte, dass die notwendigen Arbeiten von seinen beiden Lehrlingen gemacht werden könnten. Überhaupt: die Handwerker des Dorfes und der kleinen Stadt, zu der wir gehören, gaben jeder 1000 Euro ohne zu zucken. Dem Bürgermeister, dem ich das beiläufig erzählte, blieb der Unterkiefer stehen. Ebenso war es in der Gemeinde. Es war kein Problem, angesichts der guten Karten, die wir hatten, die Gemeindevertreter von dem Projekt zu überzeugen. Einstimmig wurde beschlossen, dass unser winziges Dorf einen Jugendklub oder überhaupt einen Klub erhält, auf zurück geschenktem Boden, alles selbst gebaut oder besser gesagt restauriert. Denn es zeigte sich, dass wir bei jeder Arbeit überlegen mussten, ob wir das Alte erhalten, nachgestalten, oder ob wir in den Baumarkt gehen und einfach neue Teile holen wollten. Vom Tischlermeister, der hin und wieder kam, um seine Maße neu zu schreiben, denn er war Linkshänder und Zahlendreher, stammt der Spruch: was der zweite Weltkrieg und der Sozialismus nicht geschafft haben, das schaffen die Baumärkte. Der Spruch stand an fast jedem Haus, aber nicht an unserem Klub. Wir entschlossen uns fast immer, das Alte wieder herzustellen. Einer von uns spezialisierte sich darauf, alte Teile aus Ruinen zu bergen. Ein anderer fuhr hin und wieder zum Trödler bei REAL Stettin, der massenweise Bauteile hatte.

Während der Bauarbeiten, die natürlich nur schleppend vorangingen, redeten wir über künftige Zeiten. Endlich würde die Jugend des Ortes einen Ort haben. Aber wo war die Jugend? Außer mir kam eigentlich immer nur der Zimmererlehrling aus Rostock, Norman, der von den Berlinern abstammte. Das Mädchen Maria, das Altenpflegerin in Hamburg lernte, konnte nicht an jedem Wochenende nach Hause kommen. Also war sie auch bei uns nur selten, wenn aber, dann war sie sehr fleißig und sehr schwatzhaft. Sie hatte außerdem einen Freund drei Dörfer weiter, das sind auch immerhin fünfundzwanzig Kilometer hin und fünfundzwanzig Kilometer zurück. Der vierte, Tobias Langfuhr, geht mit mir zusammen zur Schule. Er schreibt ergreifende Gedichte, aber einen Hammer kann er nicht so gut ergreifen. Im Schuppen, der auch ein Fachwerkbau war, wollten wir einen Schrauberverein einrichten. Merkwürdigerweise gab es zwar Interessenten, aber sie ließen sich nicht blicken. Um das Interesse weithin sichtbar anzuleiern, ließen wir uns einen alten T2 schenken, an dem schon einmal geschraubt werden durfte. Aber es kam niemand. Tobias, der Dichter, meinte: „Wenn wir hier fertig sind, freue ich mich auch darauf, dass ich wieder jeden Abend am Rechner sitzen und schreiben kann.“ „Das fällt aus“, sagte Norman, der immerhin ab und zu Gedichte las. „Wenn wir hier fertig sind, geht es ja erst richtig los. Ich stelle mir schon so eine Art Dienst vor, sonst kannst du das Haus nach einem Jahr vergessen.“ Maria erfüllte eigentlich alle Vorurteile über Frauen, sie redete normalerweise ununterbrochen. Hier nahm sie sich nur

zurück, weil ihr Bruder viel von Norman und sie selbst viel von Tobias hielt. Früher hatte sie nach ihm geschickt. Aber jetzt platzte sie doch mit einer Kaskade in die gemächliche Runde: „Jungs, was glaubt ihr, wer von uns hier bleibt? Ich bleibe in Hamburg. Norman will sich selbstständig machen. Wo wohl? Hier wohl nicht. Tobias und Christian werden studieren, wenn sie auch noch nicht wissen, was und wo. Hier bleiben die Nazis und die Blöden, und das auch noch ohne Frauen. Die Hütte wird wieder verfallen. Aber es ist trotzdem gut, dass wir sie machen, denn man muss Signale setzen.“ „Arbeitet dein Freund bei der Bahn?“, fragte Tobias, aber keiner lachte. Wir sahen betreten nach unten, nicht weil Tobias einen blöden Witz gemacht hatte, das machte er ja immer, sondern weil uns das, was Maria gesagt hatte, klar war. Danach kam, wie immer, die Wohnzimmerfrage. Das war die Frage, warum die Menschen, wenn sie sich nach außerhalb ihres Wohnzimmers begeben, wieder ein Wohnzimmer suchen. Das beste Beispiel stammte von Tobias. Es war die Kirche: ein Tisch, viele Stühle, ein total verschmutztes Rednerpult und ein Klavier. Natürlich gibt es in einem normalen Wohnzimmer kein Rednerpult, aber jeder hat davon schon einmal geträumt. Doch leider ist die Familie, der Inhalt des Wohnzimmers, zu demokratisch, um Rednerpulte zu dulden. Deshalb gibt es Kirchen und politische Parteien, auch Theater und Kinos. Kinos werden immer bequemer. Was stellen wir nun in das neue Wohnzimmer, das Klub heißen wird? Einen Fernseher, einen Computer, einen Billardtisch, Sessel, Sofa, einen zweiten Fernseher. Tobias schlug ein Klavier vor. Gut, ein Klavier. Eine gute Idee ist es auch immer, die Bücher, die zuhause keiner mehr will, zentral abzustellen. Dann will sie plötzlich wieder jemand. „Wir haben ‚Die Abenteuer des Werner Holt‘“, sagte ich, weil ich aus dem Osten bin. „Und wir ‚Die unendliche Geschichte‘“, meldete sich Tobias aus dem Westen. „Ein Nähkästchen“, sagte Norman mit Blick auf Maria, „vielleicht will ja jemand nähen oder häckeln.“ „Das heißt häkeln“, sagte Maria. „Oder hacken“, rief ich.

„Guter Rat ist billig“, sagte ich, „ist von mir. Ich sehe zwei Möglichkeiten. Erstens den klassischen Klub mit Dienst und Eintritt. Zweitens aber den neuen Klub. Er ist einfach ein offenes Haus. Darin steht eine Kasse, in die man geldwert tut, was man verbraucht hat. Mehr Möglichkeiten als jeder zuhause hat. Das betrifft einmal die Kommunikation, die man zuhause ja nur mit sich selbst und seinesgleichen hat, und zweitens den Raum. Einen Fernseher hat man auch zuhause, aber keinen Raum für zwanzig Personen.“

Einig waren wir uns eigentlich nur über die beiden Tischtennisplatten, eine oben im Boden, die andere draußen. Die Pingpongplatte auf dem Boden war natürlich für den Winter, aber der Winter war unser größtes Problem. Es war sogar vorstellbar, dass wir genügend Heizmaterial erhalten würden. Aber wer würde heizen und für wen? Ein klassischer Dienst müsste nicht herumsitzen, könnte sich immer beschäftigen, aber heizen

ohne Besucher widersprach nach unserer Meinung völlig dem Energieerhaltungssatz.

Tobias, der Dichter, der Richter werden wollte, wie er beim Hausbau bemerkt hatte, fand die Lösung. Sein Urteilsspruch lautete: „Warten wir es ab. Man kann nicht mehr als Zeichen setzen.“ „Und nur, wenn sie angenommen werden, entsteht daraus die Aktion.“ Maria sagte: „Das Haus hat doch schon etwas geleistet. Es hat Christian aufgehellt.“ „Man muss ein Haus verstehen, denn es hat einen Geist.“ „Deshalb hat man früher angenommen, es wohnte ein Geist in ihm.“ „Wenn wir also Marionetten sind, so haben wir im besten Fall ein selbstgebautes Theater mit einem Theaterhimmel darüber.“ „Eine eigene Welt“, beendete ich das Gedankenpingpong. Als wir an diesem Abend nach Hause gingen, dachten wir alle dasselbe.

Nicht die Menschen hatten also das Haus verlassen, sondern das Haus hatte die Menschen verlassen und unbehaute Menschen in die Welt geschickt, in der sie sich verwirrten und verirrt. Aber nun gab es einen Neuanfang, eine neue Welt, ein neues Haus und neue Menschen.